

»Leseprobe«

Dan Ivan
Meile 23
Geschichten aus dem Donaudelta

Unredigierte Vorabversion 12.12.2025
Das Buch erscheint zur Leipziger Buchmesse 2026
ca. 120 Seiten · EUR 18 · ISBN 978-3-912155-60-0

Dan Ivan

Meile 23

Geschichten aus dem Donaudelta

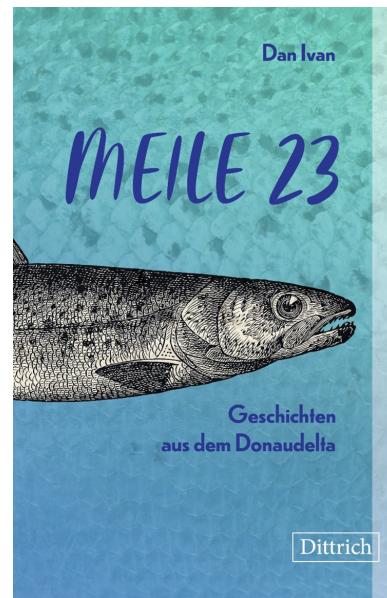
Dittrich

Autorenbio



© privat

Dan Ivan ist in Bukarest geboren, seit 2016 lebt er in einem kleinen Ort in Kärnten. Nach seinem Medizinstudium hat er einige Jahre als Arzt gearbeitet und war dann lange Zeit in der Pharma-industrie tätig. 2017 debütierte er mit dem Gedichtband *Pe strazi. Harap-Alb.* 2019 erschien der Roman *Mila 23* im Nemira-Verlag in Bukarest. Die rumänische Originalausgabe von *Das rote Hemd* wurde 2024 im Letras-Verlag, Bukarest, veröffentlicht. Ebenfalls bei Dittrich erschienen: *Das rote Hemd* (2025).



Klappentext:

Ein junger Arzt entdeckt die Magie des Donaudeltas jenseits des kommunistischen Grauens.

Meile 23 ist ein winziges, abgelegenes Fischerdorf an der Donau, umgeben von Wasser und Schilf, weit entfernt von allem, was man Zivilisation nennt. Hierhin verschlägt es einen jungen Medizinabsolventen aus Bukarest, der seiner Berufung folgt und Menschen

heilen möchte. Am Ende der Welt begegnen ihm die menschenfeindlichen Auswüchse der kommunistischen Diktatur Ceaușescus, die im Gegensatz stehen zur magischen Schönheit der Landschaft und zur Großzügigkeit und Freigiebigkeit der mythisch anmutenden Flussbewohner, die täglich um ihr Überleben kämpfen. In den Tiefen der Hölle verbirgt sich ein Paradies, in dem die Menschen nach anderen Gesetzen leben und sterben.

Am Abend erreichten wir Meile 23. Wir wurden von der Assistentin empfangen und eilten zur Krankenstation, um die Übergabe zu machen. Sie wollte schon am nächsten Morgen um 6:30 Uhr mit der kleinen Fähre abfahren, die im Winter und im Frühling jeden zweiten Tag ganz früh nach Crișan fuhr, um dort vor dem großen Schiff anzukommen, das von Sulina in Richtung Tulcea und Galați fuhr.

Im Licht zweier Gaslampen klärte sie mich auf:

»Wissen Sie, hin und wieder wird der Strom abgestellt.«

Das hatte ich auch in Tulcea und sogar in Bukarest erlebt, es war mir also nicht neu. Allerdings wusste ich nicht, was hin und wieder bedeutete. Der selbsternannte Held der Nation hatte es mit seiner großspurigen Strategie, sowjetfeindliche Dissidenz zu mimen, tatsächlich fertiggebracht, Rumänien Ende der 1970er Jahre in den IWF zu bugsieren und zum Partner der Weltbank zu machen. Er hoffte darauf, Kredite zu günstigen Zinssätzen zu bekommen, um damit seine großspurigen Projekte zu finanzieren: den Donau-Schwarzmeerkanal, die Modernisierung des Zentrums von Bukarest und den Bau unzähliger Fabriken und Betriebe. Kredite gab es, ungefähr zehn Milliarden US-Dollar. Doch die Zinsen waren für ein Land wie Rumänien viel zu hoch: sieben bis acht Prozent. Als er merkte, welche Dummheit er begangen hatte, war es bereits zu spät. Im Jahre 1982 war Rumänien zahlungsunfähig. Es war das erste Mal seit fünfzig Jahren, das erste Mal seit der Wirtschaftskrise von 1929. Mit dem Jahr 1982 begann der Leidensweg Rumäniens: Ceaușescu beschloss, die gesamten Schulden innerhalb von neun Jahren anstatt der vereinbarten fünfundzwanzig zu tilgen. Deshalb musste alles, was sich verkaufen ließ – Fleisch, Milch, Käse,

Eier, Getreide, Obst, Gemüse, Rohstoffe wie Holz, Kohle, Erdöl, Gas, Elektrizität – in den Export. Und so geschah es. Die Folge waren strenge Rationierungen. Es gab Lebensmittelkarten für Zucker, Speiseöl, Brot, Fleisch, Benzin. Ganze Städte versanken in Dunkelheit und Kälte.

Ich erinnere mich an meine Studentenzeit, wie ich mich mit meinen Freunden in der Kneipe darüber lustig machte, weil montags in allen Restaurants ausschließlich Gerichte mit Hühnerfleisch serviert wurden. Uns erschien das wie Blasphemie! Wie falsch das war! Wie naiv wir doch waren! Nur wenige Jahre später suchte ich verzweifelt nach einem Hähnchen für meine Tochter, die gerade fünf Monate alt geworden war. In den Lebensmittelläden bekam man nur noch die berüchtigten vietnamesischen Garnelenflocken und Oliven aus alten Gläsern, die mit Paprikastücken gefüllt waren. Damals war ich Arzt in einer Gemeinde in Vrancea, von den Dorfbewohnern sehr geschätzt, und dennoch gelang es mir nicht, ein Hähnchen zu kaufen – nicht einmal, als ich ein Viertel meines Gehalts anbot, nämlich siebenhundert Lei. Normalerweise kostete ein Kilo Fleisch nur vierzig Lei. Wenn es denn zu finden war. Der Preis war also nicht das Problem.

Die Bauern sagten mir unter Tränen:

»Wir haben nichts, Herr Doktor, glauben Sie mir doch, die holen uns alles vom Hof.«

Am Ende waren die Schulden Rumäniens in neun Jahren bezahlt und die Überweisung der letzten Rate im März oder April 1989 wurde mit Pauken und Trompeten verkündet. Doch die Rationierungen, die Kälte und die Dunkelheit verschwanden nicht.

Der Sohn des Vaterlandes, ja, er war erleuchtet! Und er hatte noch viel zu tun: Der verfluchte Kanal war noch nicht

fertig, das »Haus des Volkes« auch nicht, genau wie das Atomkraftwerk in Cernavodă und die später »Hungerzirkusse« genannten Kuppelhäuser in Bukarest erst recht nicht. Wahrscheinlich dachte er, die Leute hätten sich inzwischen an den Mangel gewöhnt. Allein das Haus des Volkes sollte so viel kosten wie sämtliche Kredite zusammen.

Es lebe die Nation! Wenn sie noch kann ...

Zurück zu den Gaslampen in Meile:

»Herr Doktor, haben Sie Angst vor Ratten? Denn hier sind welche.«

»Sie ekeln mich, aber Angst hab ich keine ...«

Das Gebäude, in dem die Krankenstation untergebracht war, war lange Zeit ein kleines Fischerhäuschen gewesen und hatte einem Griechen gehört, der sich – warum auch immer – in diese Gegend verirrt hatte. Hinter dem Haus lag der Hof des Gemüsehandels, seitlich ein staubiger Pfad und die Donau. Vorne verbreiterte sich der Weg und ließ links eine kleine Bucht frei – der Ort, von dem aus ich viele meiner seemännischen Expeditionen starten sollte. Zum selben Gebäudekomplex gehörte auch die Post mit ihren zwei kläglichen Räumen, die an das Schlafzimmer der Krankenstation grenzten. Nea Petrică, der Postbote, kam schon gar nicht mehr heraus, um mich zu rufen, sondern trommelte nur mit der Faust gegen die Wand:

»Herr Doktor, zum Telefon! Bukarest fragt nach Ihnen!«

Auf der Post gab es das einzige Telefon des Dorfes. Um mit meinem Vater zu sprechen, machte man eine Verbindung mit der Telefonzentrale in Crișan, von dort mit der in Tulcea, dann der in Bukarest, und am Ende nannte man die gewünschte Nummer. Nach ungefähr fünfzehn bis zwanzig Minuten Wartezeit. Was sollte man in einem vier mal vier

Meter großen Raum hinter einem Ladentisch sagen, an dem weitere acht bis neun Leute dicht gedrängt warteten? Es war wie in den italienischen Filmen der Fünfzigerjahre:

»Still, denn jetzt spricht der Herr Doktor!«

Alle Anwesenden in dem Raum erstarrten und blickten zu mir.

»Hallo, guten Tag, Papa!«

»Gut, wie geht es dir? Alles in Ordnung? Was machst du so?«

»Alles in Ordnung, danke.«

»Hast du alles, was du brauchst?«

»Alles, alles!«

Nachdem ich aufgelegt hatte, machten die Leute lärmend weiter.

Bei meiner Ankunft in Meile 23 war dort Überschwemmung. Keine plötzliche, mit Sturzfluten, Deichbrüchen oder wildem Über-die-Ufer-treten. Der Wasserspiegel war über mehrere Wochen hinweg langsam angestiegen, bis das Wasser große Teile der Gärten und Straßen des alten Dorfes bedeckte. Dabei gab es gar nicht so viele Straßen, denn der Großteil der alten, blassblau gestrichenen Häuser stand nebeneinander aufgereiht am Wasser. Jede größere Bugwelle, angeschoben von verschiedenen Wasserfahrzeugen, drohte die Häuser am Ufer zu erreichen. Hinter dem kleinen Anlegeplatz standen auf wenigen Quadratmetern die Fischerei, der Lebensmittelladen, die Schule, der Gemüseladen, die Krankenstation mitsamt der Post und – natürlich – mittendrin das Herzstück: die Kneipe. Also alle wichtigen Orte, abgesehen von der Kirche. Ansonsten: Wasser, Wasser und immer wieder Wasser. Bis zu den Knien oder sogar noch höher stand es, und man durchquerte es selbstverständlich mit Gummistiefeln oder dem Kahn. Eine Ausnahme bildete die leicht erhöhte Plattform mit neuen Häusern, eine künstliche Erhebung aus Erde und Sand, die nach den großen Überschwemmungen von 1970 und 1975 errichtet worden war. Vor dem Bau dieser Fläche und eines Steinsims, der sich über die gesamte Länge des Dorfes zog, wurden in jedem Frühling die Häuser überschwemmt und das Wasser reichte bis zum Fenster und blieb dort monatelang.

Die blaue Donau. Die Alte Donau war tatsächlich blau. Genau wie die Seen links und rechts von ihr. Ab April trieb die Wärme die Algen an die Oberfläche und das Wasser wurde dunkler, während es sich in den kleineren Kanälen in ein trübes Smaragdgrün verfärbte. Zum Sommer hin ließen die von Wellen und Lastkähnen immer häufiger

geschaukelten Schilfhalme aus dem jetzt niedrigeren Wasser ebenfalls ihre weißlich gewordenen Halme und aufgewühlten Wurzeln hervorlugen.

Das Rudern hatte ich in Bukarest gelernt, auf den kleinen Teichen im Herăstrău- und Cișmigiu-Park. Und zwar mit dem dort gepflegten »Stil«: ein Ruder im Wasser, eins in der Luft – wie ein Rühren in zwei waagerechten Töpfen –, dann umgekehrt und immer so weiter, wie ein kleiner Schaufelraddampfer. Auf der Krankenstation in Meile 23 arbeitete Aksinia mit einer halben Stelle als Bootsmännin und als Putzfrau. Sie hatte ein wahres Fischgesicht, aus dem glasige, farblose Augen ausdruckslos stierten. Obendrein war sie sehr einsilbig und sprach kaum mehr als ein Fisch. Ihr Alter schätzte ich irgendwo zwischen 35 und 55 ein. Wie sagte mein Freund Maltopol: *Nicht schön, aber alt!*

Wie hätte ich ruhig im Boot sitzen können, während sich eine Frau an meiner Stelle in die Ruder legte, um mich von einem Ort zum anderen zu bringen? Also ruderte ich selbst. Ich musste nicht viele Neugeborene besuchen, ungefähr zehn bis fünfzehn, doch die Entfernungen zwischen den Häusern waren groß genug. Vor allem für jemanden vom Herăstrău-Park.

Von den drei Booten aus dem Inventar der Krankenstation fand sich nur noch eins, aus vergilbter Glasfaser. So breit und leicht wie es war, wurde das Boot sofort zur Beute des unermüdlichen Windes. Im Delta sagt man, dass der Wind nur zweimal im Jahr bläst: sechs Monate aus einer Richtung und sechs Monate aus der anderen. Wie sollte es anders sein, als ich im Boot saß und ruderte, wehte er aus der anderen Richtung. Ich stieß mich mit dem Ruder vom Ufer ab, um loszufahren. Doch der Wind wehte so stark, dass das Boot gleich wieder am Ufer klebte, noch bevor ich mich richtig hingesetzt hatte. Und so ging es mühsam noch

ein paar Male, bis die Plastikmähre endlich etwas weiter draußen schwamm. Monate später erzählten mir die jungen Mädchen aus dem Dorf, wie sie sich hinter dem Zaun der Fischerhütte versteckt hatten:

»Kommt, schaut, das Doktorchen ist rausgekommen, um die Ruder in die Luft zu halten!«

Mitten auf dem Wasser, mit dem Wind in den Ohren und konzentriert auf die Ruder, hatte ich ihr ausgelassenes Gelächter gar nicht gehört.

Nach einem Jahr ruderte ich wie ein Einheimischer. Genauso viel und genauso kräftig, wobei sich die Ruder fast parallel zum Wasser bewegten. Wenn wir anlegten, folgte dem Boot eine kleine Welle, wie bei einem Motorboot. Der Erste, bei dem ich diese Welle hinter einem Ruderboot gesehen hatte, war ein Fischer, stark wie ein Felsen, voller Elan und sprühender Geistesblitze: der Vater von Ivan Patzaichin. Vicol Patzaichin war ein hervorragender Fischer, der Monat um Monat die größten Fänge einholte. In jener Zeit brachte ein Fischer aus Meile 23 täglich zwischen eintausend und eintausendzweihundert Kilogramm Fisch in die Fischerei. Drei Jahre später war die Menge auf drei- bis vierhundert gesunken. Für sich selbst behielten die Leute nur wenig, gerade genug, um sich eine Suppe damit zu machen. Aber der Große Steuermann des Landes hatte seine Nase auch in das Donaudelta gesteckt und träumte nach seinen Asienreisen vom Reisanbau. Reisanbau im Delta! Ich stellte mir die kräftigen Fischer vor, wie sie mit dem Hintern in der Luft und dem Kopf im Schlamm nach ein paar Reiskörnern suchten.

Ich dachte an Kolea Heroi und wie man ihn zwingen würde, in einem Reisanbaugebiet zu arbeiten. Er hätte dort buchstäblich bis zum Hals im Schlamm gesteckt. Kolea war ein großer, stattlicher Bursche, blauäugig und mit blonden

Haaren. Er betrank sich nur selten und ging im Bewusstsein seiner Herkuleskräfte nach Hause, bevor er irgendeinen Streit beginnen konnte. Verheiratet war er mit Aniuța, der schönsten Frau aus Meile 23, und bekam seinen Spitznamen nach einem lebensgefährlichen Unterwasserkampf mit einem riesigen Wels von 120 Kilogramm. Unter den entsetzten Blicken seiner Angelkollegen war Kolea minutenlang unter Wasser geblieben und hatte das Monstrum besiegt, indem er ihm mit seinem einfachen Fischermesser die schrecklichen Lippen aufschnitt.

Der größte Fisch, den ich mit eigenen Augen gesehen hatte, war ein achtzig Kilogramm schwerer Wels. Er war mit einem Kessel Maisbrei an die Wasseroberfläche gelockt und anschließend von den Harpunen dreier Fischerboote durchbohrt worden. Ausgestreckt im Staub vor dem Gemüselaufen hätte man ihm problemlos einen ganzen Stiefel samt Schaft ins Maul schieben können. Ich versuchte mir vorzustellen, wie Kolea Heroi gegen ein noch größeres Ungeheuer gekämpft hatte. Ein wahrer Held.

Gegen Ende der Achtzigerjahre waren die Ortschaften entlang des Sulinaarms langsam und planmäßig Opfer einer Art Zentrifugalplage geworden: Je näher sie der Stadt lagen, desto schneller kam das Leid – Abholzungen, Brandrodungen des Schilfs, Deichbauten, Trockenlegungen. Die Operation »Reiskorn« und ihre sinnlose Deichbaupolitik zerstörten den Fischbestand und die Schönheiten der Gegend um Partizani, dann in Maliuc, und rückten schnell auf Gorgova und das Herz des Deltas zu.

Zum Anbau von Reisfeldern kam es dann aber doch nicht mehr.

Wasser. Offenbar gab es in Meile 23 keine Kanalisation oder fließend Wasser. Der Grundwasserspiegel lag so nahe an der

Oberfläche, dass es kaum möglich war, Kanäle zu graben, geschweige denn Trinkwasser zu entnehmen. Zummindest sagte man das den Menschen. Dafür wäre neben den Leitungen auch noch eine Filterstation und ein Pumpwerk nötig gewesen. Es gab das Beispiel Crișan, wo man sowohl eine Filterstation als auch Leitungen hatte, doch das Wasser lief dort nur für ein paar Tage im Jahr.

Wasser gab es, doch es stand träge in den Höfen und manchmal sogar auf den Dorfstraßen. Sogar der Friedhof von Meile lag viele Monate des Jahres halb unter Wasser. Nicht einmal nach dem Tod entkamen ihm die armen Leute.

Die alten Häuser, die ordentlich entlang der Alten Donau aufgereiht waren, wirkten pittoresk und voller Charme, doch wenn man darin wohnen musste, dann war es nicht mehr so idyllisch.

Die Krankenstation machte da keine Ausnahme. Die Toilette befand sich hinter dem Haus, doch da es direkt neben der Post war, wurde sie als öffentliche Toilette genutzt. Genauso wie die Holzvorräte, von denen sich ebenfalls jeder bediente.

Für Meile 23 war der Hof sehr groß. Der Zaun hatte aber eine Eigenart: Er zog sich nur über zwei der vier Seiten des Hofes – und selbst diese nicht vollständig. Das Tor fehlte gänzlich. Natürlich war es mitten im Delta nicht ganz einfach, Bauholz zu beschaffen. Ich dachte zuerst, er sei verfallen zurückgelassen worden, doch das Holz war viel zu neu. Das Rätsel löste sich einige Tage nach meiner Ankunft in Meile: Der Zaun war von einem Filmteam »aufgestellt« worden, das dort zwei Jahre zuvor den Film »Die Zugvögel kommen« gedreht hatte – eine idiotische und kitschige

Geschichte über den Fortschritt des Landes durch tüchtige, moderne Menschen, die keine Widerstände scheut. Und mit denen wir selbstverständlich die sozialistische, vielseitig entwickelte Gesellschaft aufbauen sollten. Hurra! Dabei hatten sie sich nicht einmal die Mühe gemacht, einen ganzen Zaun zu errichten. Sie bauten nur so viel, wie für den Kamerawinkel nötig war. Eine Sequenz von wenigen Sekunden. Ein paar Einstellungen: die wunderbare, meisterhaft gestrichene Krankenstation, mit einem makellosen, ebenfalls frisch gestrichenen Dach und einem weißen, sauberen Zaun. Und innen, natürlich, ein Zauberreich. Unverfrorene Schönfärberei. Ich sah den Film einige Jahre später. Deichbauten, Trockenlegungen, landwirtschaftliche Flächen im Delta, Fabriken, Häfen. Die perfekte Science-Fiction: An einer Stelle des Films wurde über Funk ein Hubschrauber angefordert, aus ... Meile 23! Ich klammerte mich an den Sitz und konnte es nicht fassen. Sollte ich lachen oder weinen? Damals war ich mir nicht sicher.

Ein kleines Resümée über die Wirklichkeit. Ich war dort im Jahre 1986, also zwei Jahre nach Orwell: die Toilette befand sich im Hof – und war recht öffentlich; es gab kein fließendes Wasser – tatsächlich floss nur das Wasser der Donau; ein Telefon funktionierte drei Stunden täglich auf der Post, Elektrizität für vier Stunden am Tag, von acht bis zwölf Uhr mittags; Licht bekam man mit der Gaslampe – und die kurz vor dem Ausgehen – und noch vieles mehr.

Es war wie ein Vergnügungspark mit Vögeln und Lipowanern! Die Lipowaner taten so, als würden sie hier ihren Lebenstraum verwirklichen. Öffnungszeiten rund um die Uhr. Besucher konnten Stunden, Tage oder gar Wochen hier verbringen. Ohne telefonische Anmeldung. Was ohnehin schwierig gewesen wäre.

Trinkwasser. Natürlich, soweit das Auge reicht.

Mineralwasser wurde weder in der Kneipe noch im Lebensmittelladen oder Gemüseladen angeboten. Wozu so viel Wasser? Wollt ihr, dass sie davon krank werden? Wasser ist nicht einmal in Stiefeln gut! Wenn mir der Gedanke gekommen wäre, Wasser über den Kapitän der Fähre aus Tulcea zu besorgen, so hatte ich auch diese Gelegenheit verpasst. Die kleine Fähre hatte wegen der Überschwemmungen ihre Fahrten fast zwei Monate lang unterbrochen. Säfte? Ja, selbstverständlich. Im Lebensmittelladen. Aber seit einigen Monaten waren auch die nicht mehr geliefert worden. Und jetzt? Na ja, das Waschbecken mit Pedale, zum Trinken und zum Waschen: Ein an einem Metallgestell hängendes Becken über einem ebenfalls metallischen Eimer, in den das Wasser abließ. Über dem Becken befand sich ein 20-Liter-Gurkenglas mit einem langen Verschluss, sodass beim Betätigen einer Pedale das Wasser aus dem Glas ins Becken und von dort in den Eimer floss. Gut, aber woher kam das Wasser aus dem Glas? Es war Donauwasser, »klar wie eine Träne«. Aksinia fuhr mit dem Boot hinaus aufs offene Wasser und tauchte dort einen metallischen Eimer mit Deckel mithilfe einer drei Meter langen Stange ins Wasser. Damit es »noch« sauberer war, wurde der Deckel erst nach dem Eintauchen in drei Metern Tiefe in der Donau geöffnet. Dann verschloss die Stange den Deckel wieder, und der Eimer konnte mit dem »Quellwasser« zurück an die Oberfläche gebracht werden – bis ins Glas im Flur der Krankenstation. Also in das Waschbecken mit Pedale. Wenn man sich das Wasser in dem Glas ansah, dann war es nicht mehr blau wie die alte Donau oder wie bei Strauß, und weder farb- noch geruchlos. Lebewesen

gab es darin keine, das ist wohl wahr – zumindest sah man keine mit bloßem Auge. Anfangs hatte ich das Wasser noch abgekocht. Nach ein paar Wochen kapitulierte ich. Ich trank einfach so das Wasser aus der Donau, das wesentlich besser schmeckte, wenn man es nicht abkochte. Ansonsten gab es Bier in der Kneipe, oder – tatsächlich am liebsten – Wein.

Wasser. Im Winter benutzte ich zwei große Schüsseln als Badewanne. Das Wasser erhitzte ich in einem Topf auf einem uralten Metallofen. Für ein vollständiges Bad musste der Vorgang zwei- oder dreimal wiederholt werden. Der Metallofen erzeugte so viel Wärme, dass man es nur im T-Shirt aushalten konnte, allerdings brauchte man eine halbe Stunde nach dem letzten eingeworfenen Holzscheit schon wieder einen Mantel.

Aus Gründen der Hygiene badete ich am ersten Maitag zum ersten Mal im Freien, als sich das Wasser nach einigen Tagen herrlichen Sonnenscheins erwärmt hatte. Ich nahm ein Ruderboot, ein Seifenstück, ein Handtuch, eine Flasche Wein und einen neunjährigen Jungen mit, der das Boot festhalten sollte, falls Wind aufkäme. Ich fuhr zum Ligheanca-See in der Annahme, dass sich das Wasser dort schneller erwärmte, da es hier flacher war. Außerdem gab es in dem See keine Strömungen. Wie lange mag das Waschen gedauert haben? Raus aus dem Boot, einseifen, abspülen und – da das Wasser ziemlich kalt war – zwei oder drei schnelle Runden um das Boot herum. Höchstens eine Viertelstunde, nicht länger. Ich stieg wieder ins Boot, trocknete mich ab und zog mich rasch an.

»Hey, was hast du denn gemacht, Cristi? Hast du den ganzen Wein ausgekippt?«, sagte ich mit Blick auf die Flasche, die leer auf dem Schiffsboden lag.

»Nein, ich habe nichts verschüttet, ich hab es getrunken!«

»Wie bitte? Du hast die ganze Flasche ausgetrunken? Du bist wohl nicht bei Trost!«

Ich glaubte, dass es ihm schlecht gehen würde, starre ihn an und dachte mit Entsetzen daran, was seine Eltern sagen und

was sie mir vorwerfen würden. Aber Cristi hatte gar nichts. Er pinkelte im Stehen aus dem Boot in den Ligheanca-See und das war es. Ich konnte es einfach nicht glauben, obwohl ich in Meile 23 schon genügend alkoholische Heldenataten gesehen hatte.

Marfa. Ich erinnere mich noch an sie, eine alterslose Frau ohne Gesicht, aber nicht, weil seither so viele Jahre vergangen wären. Sie war inzwischen entstellt durch ihre verfluchte Sucht, und das ausgewaschene Blau ihrer Augen sowie der starre, glasige Blick ließen kaum mehr erahnen, welche Schönheit sie einst besessen hatte, und von der im Dorf erzählt wurde. Marfa, die Frau, die ihr Haus versoffen hatte. Sie hatte ihre beiden kümmerlichen Kammern für ein paar lumpige Groschen verkauft und sie an ein paar verdammten Tagen vertrunken, die sie von morgens bis abends in der Kneipe verbracht hatte. Bis zum Einbruch der Dunkelheit häufte sie, in einem Zustand völliger Benommenheit, neben den Schnäpsen auch gewaltige Zornesausbrüche an, die sich plötzlich und wild entluden. In einem monströsen Spektakel aus ihrem Geschrei und ihren Beschimpfungen schleiften der grausame Wirt und sein Helfer sie hinaus auf die Gasse und riefen ihr noch ein »alles Gute« hinterher, obwohl sie mit Abstand die beste Kundin der letzten Woche gewesen war. Niemand wusste, wo sie nachts umherirrte oder unter welchen Zäunen sie lag. Am nächsten Tag zog sie wie eine wandelnde Weide, mit gesenktem Kopf und kraftlos herabhängenden Armen, tagelang durch die Gassen des Dorfes und murmelte dummes Zeug vor sich hin. Gelang es ihr, an irgendeinem Tor zwei Gläser Wasser zu trinken, wurde sie wieder betrunken, und Zornesausbrüche und Beschimpfungen kehrten mit noch größerer Wucht zurück. Drei Wochen hintereinander betrunk sie sich nur mit Wasser oder mit

einem Schnapsglas Bier, das ihr irgendein Tourist aus Mitleid auf der Terrasse der Kneipe spendierte. Dann war sie plötzlich verschwunden, und man hörte nichts mehr von ihr. Ein Fischer erzählte, er habe sie auf ein Motorboot steigen sehen, das in Richtung Stipoc ablegte.

Mein Bad am Tag der Arbeit fand wenige Tage nach dem Unfall in Tschernobyl statt. Natürlich hatten die offiziellen Stellen kein Wort darüber verloren. Weder die sowjetischen noch jene in Bukarest. In der Zwischenzeit gingen die Rumänen bereits – genau wie ich – hinaus in die Sonne, an die frische Luft, ins grüne Gras – von Picknick konnte keine Rede sein, denn dafür hätte man was zu Essen haben müssen. Erst eine ganze Woche nach der Katastrophe begann in Rumänien schließlich die erste Rettungsmaßnahme: Die Große Wissenschaftlerin – Elena Ceaușescu – wurde gebeten und akzeptierte, die Leitung dessen zu übernehmen, was wir heute Krisenstab nennen würden. Damit war das Problem gelöst.

Tatsächlich verteilten wir erst nach ein paar Wochen Kaliumjod an die Kinder von Meile 23. Und weil wir keine Dosen für sie bekommen hatten, stellten sich dann auch die Erwachsenen in die Schlange, zumindest diejenigen, die irgendwas gehört hatten. Was sollte man ihnen schon groß sagen, dass Jod nur ein Tropfen auf dem heißen Stein war, denn es schützte nur die Schilddrüse und nur nach einer Bestrahlung, und gar nicht beim Einatmen oder Schlucken kontaminierter Substanzen? Dass es neben Jod auch radioaktives Cäsium gibt? Dass die bereits aufgenommenen Strahlungsmengen durch keine noch so großen Mengen Kaliumjod mehr beeinflusst werden konnten? Doch Unwissenheit und Geheimhaltung mussten aufrechterhalten werden, damit das monolithische Vertrauen in die weisen Führer der Nationen nicht ins Wanken geriet. Und zwar um jeden Preis, um jedes Opfer.

Frage an Radio Eriwan:

»Stimmt es, dass den Menschen nach dem Unfall in Tschernobyl die Zähne ausgefallen sind?«

Antwort:

»Ja, aber nur denjenigen, die darüber gesprochen haben!«

Auch mit Jod. Wir hatten auf der Krankenstation im Sprechzimmer einen gynäkologischen Stuhl, ein kleines Chirurgieset und eines mit wiederverwendbaren Metallspritzen und -nadeln. Außerdem einen kleinen Medikamentenschrank, ein Blutdruckmessgerät – ein Stethoskop hatte ich von zu Hause mitgebracht –, eine Waage und zwei, drei gefärbte Glasgefäße, in denen wir Sanitärlalkohol und Jodtinktur aufbewahrten. Aksinia kümmerte sich um das Auffüllen der beiden Flüssigkeiten aus einigen größeren Behältern, die wir verschlossen hielten. Außerdem wusch sie die Instrumente und stellte zum Sterilisieren den Strom an. Wenn das Elektrizitätswerk in Crișan den Strom früher als nach vier Stunden abschaltete, blieb das Set unsteril. Nach einigen Wochen bemerkte ich, dass sich der Alkohol schneller »verflüchtigte« als das Jod. Zuerst vermutete ich, Aksinia würde ihn für einen Fischer abzweigen, da es unter ihnen große Liebhaber dieser Flüssigkeit gab. Jedenfalls hatte ich an einem Abend den Alkohol mit der Jodtinktur vermischt, was eine sehr gute Kombination zum Desinfizieren war. Am nächsten Tag meldete sich Aksinia gegen neun Uhr krank, weil ihr schlecht war. Natürlich ließ ich sie gehen und sie blieb noch für weitere zwei Tage zu Hause. Erst danach verstand ich: Aksinia hatte regelmäßig von dem Alkohol aus der Flasche getrunken und die Mischung mit der Jodtinktur war ihr nicht gut bekommen.

In der ersten Woche nach meiner Ankunft in Meile 23 hatte ich mir in dem Wissen um jenen Missbrauch medizinischen Alkohols voller Eifer vorgenommen, mich um das Ende dieses Phänomens zu kümmern. Deshalb war ich in den Lebensmittelladen gegangen, um die besagten

Flaschen – blau mit 0,5 Litern medizinischen Alkohols – zu zählen.

»Wie viele Flaschen haben sie im Depot?«

»Nur ungefähr zweitausendfünfhundert, Herr Doktor.«

»Nur? Aber was machen Sie mit so vielen?«

Die Assistentin des Ladeninhabers:

»Die Frauen kommen, Herr Doktor, und kaufen sie für die Möbel.«

»Für die Möbel?«

»Ja, um die Möbel zu putzen.«

Ich war in zahlreichen Häusern gewesen und wusste, was für Gerümpel die Leute hatten.

»Na gut«, sagte ich wenig überzeugt, »dann halten wir das so fest: zwei Flaschen pro Familie für die Möbel. Ansonsten nur gegen ein Rezept von mir. Einverstanden?«

»Sicher, Herr Doktor!«

Nach drei Wochen ging ich wieder zum Lebensmittelgeschäft, um die Vorräte zu überprüfen. Nach meinen Berechnungen hätte ich im Lager noch ungefähr zweitausendzweihundert Flaschen finden müssen.

»Wie viele haben Sie noch?«

»Ungefähr dreihundert.«

»Aber was haben wir besprochen?«

Er schwieg, ein wenig verlegen, aber es war ihm egal. Das Versprechen war »vergessen« worden.

Verbe volant! Weder das Rathaus, noch die Miliz wollten dieses Phänomen ernsthaft unter Kontrolle bringen. Ich erkannte auch schnell den Grund: Der erste Halt der Fischer auf dem Weg vom Wasser zur Fischerei war der Lebensmittelladen, der von vier bis sechs Uhr früh geöffnet hatte. Ein ganz schöner Aufwand, oder? Die normalen Öffnungszeiten gingen dann von acht bis um zwölf. Der Alkohol wurde aus

Tassen oder Gläsern getrunken, ungefiltert durch Brot, wie die Geschichten aus Bukarest oder Tulcea erzählten. *Hamcik!* Damenlikör – so nannten es die verschmitzten Lipowaner. Im Tausch gegen den Alkohol erhielt der Geschäftsinhaber Fisch, Rogen, Bisamratten oder Marderhunde. Dagegen kam man nur schwer an.

Wie sagte man dort:

»Bier ist für kleine Fische.«

»*Nasdrowje!*¹«